



Jürgen Teipel
Verschwende
Deine Jugend

Suhrkamp

Jürgen Teipel

VERSCHWENDE DEINE JUGEND

Ein Doku-Roman über
den deutschen Punk und New-Wave

Erweiterte Fassung

Suhrkamp

Revidierte und erweiterte Fassung der Erstausgabe von 2001.
Umschlagfoto: Gudrun Gut, ca. 1977. © Anja Freija

Für Ernst Brücher

suhrkamp taschenbuch 4318

Erste Auflage 2012

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Umschlag: Regina Göllner und Hermann Michels

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46318-5

Inhalt

Vorwort: Der abwischbare Mensch 7

Vorwort 2012 11

Prolog

HIPPIES

Die frühen 70er

Gegen die, die dagegen sind 19

Teil 1

INNENSTADTFRONT

Sommer 1976-Herbst 1978

Die Herren der Welt 35

Rodenkirchen is burning 54

Katholiken und Sympathisanten 71

Deutscher Herbst 77

Zurück zum Beton 90

Die modernste Frau der Welt 135

Teil 2

ICH UND DIE WIRKLICHKEIT

Herbst 1978-Winter 1980

Diktator-Kinder 149

Krawall 2000 168

Kriminalitätsförderungsclub 174

Der Tod in Gummistiefeln 189

In die Zukunft 198

Die Welt ist schlecht, das Leben schön 213

Brontologic 219

Große Füße, kleiner Kopf 229
CHRISTIAN, NA KLAR 235
Geräusche für die 80er 251
Computerstaat 265

Teil 3

DIE GUTEN UND DIE BÖSEN

Frühling 1980-Winter 1982

Koks-Vampir 277
Die Band mit den kürzesten Schwänzen der Welt 296
Stahlwerksinfonie 309
Amok Koma 325
An der Außenseite der Welt 339
Ich glaub, ich bin ein Telefon 361
Gold und Liebe 366
Geniale Dilletanten 378
Die Befreiung des schlechten Geschmacks 385

Epilog

DAMIT ALLES KAPUTTGEHT

1983-2001

Ohne Zähne auf der Straße 407
Am Ende hängt das Leben dran 419

Biografische Notizen 441
Zeittafel 448
Bildnachweise 453

Der abwischbare Mensch

Es muss Anfang 1979 gewesen sein, da hörte ich in meiner verschlafenen Kleinstadt, dass Punks einfach in Müllsäcken stecken. Sauber, glatt und total modern. Das gefühlsmäßig graue Leben rechts und links konnte dem abgepackten Menschen nichts anhaben. Er war abwischbar. Ich hielt das für eine gute Idee.

Auch dass man einfach so mitmachen konnte. Man musste nur anders sein. Dass durch diesen Trick irgendwann nicht mehr viel übrig bleibt – außer genauso zu sein wie alle anderen, die anders sind –, das ahnte ich zwar, aber ich beschäftigte mich lieber damit, meine Kleidung zu verfremden oder fremdes Eigentum zu demolieren. Und anstatt mich mit clever ausgefüllten Formularen für eine endgültige Übernahme im mittleren nichttechnischen Verwaltungsdienst zu empfehlen, bastelte ich mir einfach eine neue Identität – teils wie ich gerne gewesen wäre, teils wie ich damals wohl wirklich gewesen sein muss – und stellte sie in meinem eigenen Fanzine zur Schau.

Das war toll. Aber es war nie genug. Ich hatte zwar auf einmal mit Leuten zu tun, die unvorstellbar coole Sachen machten. Aber sie alle konnten, genau wie ich, ihre alte Identität nicht ganz und gar abstreifen. Man war nicht zu dem neuen Menschen geworden, für den man sich gerne ausgab. Ich hatte immer das Gefühl, über Äußerlichkeiten definiert zu werden und gerade noch mal davongekommen zu sein. Ich hatte ja keine Ahnung, dass es den anderen ähnlich ging. Man redete ja nicht über solche Dinge.

In Düsseldorf erzählte mir Tommi Stumpf vom Kriminalitätsförderungsclub stattdessen seine Actionabenteuer – von Sex auf dem Billardtisch, Sex hinten im Lieferwagen – und dass man als Zuschauer beim KFC gute Aussichten habe, als Entgelt für das Eintrittsgeld, eine Gitarre über den Kopf gedonnert zu bekommen.

In Berlin war ich oft richtig eingeschüchtert, weil Gudrun Gut und Bettina Köster von *Malaria* zwar irgendeinen Narren an mir gefressen hatten, aber ich nie wusste, warum eigentlich. Auf der anderen Seite konnten sie nämlich mehr oder weniger vernichtend selbstbewusst wirken.

In Hamburg erlebte ich einmal den völligen Zusammenbruch eines weiteren Protagonisten dieses Buches. Und da man damals eben immer freundlich auf Distanz zueinander ging, waren wir weit genug voneinander entfernt, dass ich mich einfach im nächsten Actionabenteuer wähnte. Ich musste mir erst von einem alten Hippie wie Alfred Hilsberg sagen lassen: »Hey, das ist überhaupt nicht lustig. Das hätte auch anders ausgehen können.«

Das war einer der Gründe, warum ich, in den nächsten knapp 20 Jahren, nur mit ihm hin und wieder zu tun hatte. Nicht dass ich mit den ursprünglichen Ideen von Punk nichts mehr anfangen konnte. Im Gegenteil. Ab Mitte 1980 lief ich zwar meistens in schicken New-Wave-Anzügen herum. Aber das war alles nur Ausdruck jener für mich aus dem Punk stammenden Geradlinigkeit, mit der ich meinen neuen Weg weiter ging. An der Erreichbarkeit des Zieles »Schriftsteller« hatte ich nie unüberwindbare Zweifel. Dieses »Jeder kann es« des Punk bestimmt mich bis heute.

Dass es mit meiner Abschottung aber auch um etwas anderes ging, wurde mir erst klar, als ich in dieses Buch schlidderte. Schon auf meine ersten Überlegungen hin gab es so viel Zuspruch, dass auf einmal sogar das Geld da war, um mit der Arbeit anfangen zu können. Aber eben auch dasselbe alte Gefühl, nicht zu genügen.

Nach den ersten Interviews merkte ich allerdings, dass sich viel geändert hatte. Bei mir und bei den anderen. Alle hatten inzwischen erfahren, dass man eben nicht abwischbar war. Bewusst oder nicht. Und je nachdem hatte ich es mit positiven, mehr oder minder erfolgreichen Menschen zu tun, die auch entsprechend reflektieren konnten, oder mit Leuten, die aus ihrer Tüte heraus mufflige Ansprachen hielten und sich an nichts erinnern konnten oder wollten.

Oft war ich der Verzweiflung nahe. Aber viel öfter habe ich Erstaunliches dazugelernt. Ich meine damit weniger, dass so langsam ein Querschnitt durch eine ganze Generation entstand. Eher sah ich auf einmal die feinen Unterschiede. Worin sich die Teile einer scheinbar homogenen Bewegung schon damals unterschieden hatten. Und wodurch sie sich dann auch unterschiedlich entwickelten. Ich erkannte, dass die Möglichkeiten, das eigene Leben zu gestalten, vielfältig sind. Und dass es viel zu entdecken gibt. Dass eben nicht alles egal ist, wie manche Punks noch heute behaupten.

Wegen des Einfallsreichtums, den sie dabei an den Tag legen, wollte ich solche Ansichten jedoch auch nicht unterdrücken. Nach über 1000 Stunden Interviews bestand meine Hauptaufgabe zwar in der Auswahl des Wesentlichen. Aber wesentlich war auch die persönliche Wahrheit. Es stellte sich immer mehr heraus, dass ich mir durch meine Herangehensweise erst gar nicht anmaßen musste, in irgendeiner Weise repräsentativ zu sein oder Punk gegenüber Hippie- oder Techno zu rehabilitieren. Letztlich stelle ich einfach 100 verschiedene Wahrheiten zur Verfügung und überlasse es dem Leser, selbst zu entscheiden, wovon er sich angesprochen fühlt.

Dabei hat es sich auch als hilfreich erwiesen, dass ich auf alte Interviews oder andere bestehende Quellen völlig verzichtet habe. Bis auf zwei Leute, mit denen ich nur telefonieren konnte, habe ich alle persönlich getroffen.

Mit anderen Worten: Ich war selber schuld, am Ende 1200 Interviewseiten abtippen zu müssen, um halbwegs den Überblick zu behalten.

Aber es hat sich gelohnt. Und dafür möchte ich allen danken, die sich mir in diesen dreieinhalb Jahren anvertraut haben. Ich hoffe, ich kann mit diesem Buch etwas davon zurückgeben.

Dank auch an all jene, denen ich trotz ergiebiger Gespräche nicht den entsprechenden Platz einräumen konnte – vor allem Annette Benjamin (Hans-a-plast), Norbert Hänel (aka Der wahre Heino), Rocko Schamoni, Westbam, Tom Dokoupil (Wirtschaftswunder) und Moritz von Oswald (Palais Schaumburg, *Basic Channel*). Ebenso an Upstart, Milan Kunc, Karel

Dudeseck, Scumeck Sabottka, Christoph Schlingensiefel und Walter Moers für ihre Bereitschaft, mit mir zu sprechen. Schade, dass es nicht geklappt hat.

Mein Respekt gilt außerdem all jenen, die mich damals zwar schwer beeindruckt haben, hier aber leider keine Erwähnung finden konnten: Buttocks, Kosmonautentraum, Liliput/Kleenex, Materialschlacht, Der Moderne Man, Saal 2, Salinos sowie meine alten Komplizen Andy Giorbino, Dagowops, Radierer und Sprung aus den Wolken.

Nicht zuletzt möchte ich mich herzlich bei allen bedanken, die mir geholfen haben oder einfach nur da waren: Jörg Gülden (*Rolling Stone*), Quintus Kannegiesser (EFA), Nikolaus Polak (*Neonbabies*), Eva Mair-Hausmann und Achim Bergmann (Trikont), Sylvia Hemmerling, Uta Bretsch und Kurt Thielen (alle *Zomba Records*), Gerhard Strunz (Strunz Enterprises), Kai Boysen (*Station 17*), Frank Behnke (Mutter), Anne Berning (*Mute Records*). Bei meinen Kollegen Andreas Neumeister, Karl Bruckmeier, Jochen Bonz und Thomas Meinecke für uneigennützigem Rat. Bei Sabine Kreyer (Rowohlt), Antje Landshoff (Rogner & Bernhard), Rainer Schmidt (*Max*), Jan Müller (Tocotronic), Manfred Schimchen (Audio Magic Studio), Hans Franzl (brainworks) sowie Beda Bartenschlager, George Nicolaidis, Gabi Kowerik und bei meinem Herzensbruder Feridun Zaimoglu.

Ganz besonders danken möchte ich meinem Lektor Winfried Hörning vom Suhrkamp Verlag für sein Vertrauen – und dass er auch angesichts monströsester Manuskripte immer wusste, was zu tun ist.

Zustande gekommen ist alles allerdings nur durch die Liebe von Sigrid.

Jürgen Teipel
www.gesellschaftsinseln.de

Vorwort 2012

Das vielleicht Interessanteste an Punk ist im Nachhinein, dass damals eine ganze Generation einen Ausdruck für eine bestimmte Art von Lebensenergie gefunden hatte, die normalerweise nicht so leicht zugänglich ist und die in der heutigen Gesellschaft oft viel zu kurz kommt, obwohl sie letztlich jeder anstrebt. Diese Energie könnte man Liebe nennen. Oder Zuwendung. Freude.

Durch diese Energie wurde ein Zugang zur eigenen Kreativität möglich. Auch Spontaneität. Qualitäten also, die damals noch schwerer zu leben waren als heute. Es gab den Deutschen Herbst, einen unglaublich repressiv agierenden Staat und die ständige Gefahr eines Atomkriegs. Das Erscheinungsbild des Alltags war grau und der soziale Normenkanon noch stark kirchlich geprägt.

Punk war ein Erkennen all dessen – nicht in erster Linie ein Ändernwollen, wie vorher bei den 68ern («Hippies» sagte man zu Punkzeiten relativ unreflektiert). Punk war eine Manifestation der nackten Realität. Und gleichzeitig eine Möglichkeit, diese Realität zu beschreiben. Einen Ausdruck für die Gedanken und Gefühle zu finden, die durch diese Realität erzeugt wurden: Beengung, Isolation, Antriebslosigkeit, Dumpfheit etc. Natürlich hatte man als Punk auch die eine oder andere positive Gefühlsregung. Natürlich ging es bei Punk (genau wie bei den Hippies) darum, ein authentisches Leben zu führen – und dadurch wiederum zu mehr Lebensfreude zurückzufinden. Nur sprach man über so was nicht, weil mit solchen Bekenntnissen im Hippietum ja inflationär – und eben oft alles andere als authentisch – umgegangen worden war.

Nachdem man in jüngeren Jahren zu Pauschalurteilen neigt, wurde die Qualität des Hippie-Ansatzes, allem und jedem nachzuspüren, die eigene und andere Befindlichkeit aufzudecken oder überhaupt erst mal wahrzunehmen, von den Punks größtenteils nicht einmal verstanden, sondern samt und son-

ders über Bord gekippt. Sodass plötzlich nur noch ein sehr eingeschränktes Spektrum an Handlungsmöglichkeiten übrig blieb. Nur das, was noch nicht »entwertet« war. Das Neue. Das radikal Erscheinende. Das Wilde.

Ich werde nie meine ersten Pogo-Tanzerlebnisse vergessen. Im Grunde war Pogo ja auch nichts anderes als manche körpertherapeutischen *Encounter* in der experimentellen Psychotherapie der frühen 70er (in denen man zum Beispiel auf ein Kissen einschlug und sich vorstellte, es wäre der eigene Vater – und wo es in der Gruppe durchaus schon mal *gegeneinander* ging). Das Archaische, das Wilde, das als böse Bezeichnete hatte hier wie da seinen Platz. Wobei Pogo einem dazu verhalf, sich auch körperlich authentisch zu fühlen. Sich wohl zu fühlen in der eigenen Haut. Ich selbst konnte dadurch zum ersten Mal in meinem Leben einen völlig ungehinderten Bezug zu meinem Körper finden. Wenn auch nur für die paar Sekunden, die ein solcher Ausbruch dauerte. Und das war genau das Problem: Bei den Hippies bewegte sich etwas weiter. Es gab einen Rahmen, in dem dann auch Lernen, eine Weiterentwicklung möglich war.

Bei Punk dagegen wurde entweder nur aufgezeigt – noch dazu in eher grober, ungenauer, unreflektierter Form – oder (öfter sogar) abgelehnt. Viele Punks meinten, als eine Art Negativmaschine (angetrieben durch die Energie der Ablehnung) durchs Leben kommen zu können. Das ist aber leider nicht möglich. Ablehnung ist eine eher dumme Energie, denn abgesehen davon, dass sie für schlechte Laune sorgt (die man natürlich auf das abgelehnte Objekt bezieht), grenzt man dadurch ja auch bestimmte Bereiche aus der eigenen Wahrnehmung aus. Man meint zwar, sie weiterhin korrekt wahrzunehmen, aber in Wirklichkeit hat man sie ausgeblendet. Damit meine ich nicht jene sozial bedingten Automatismen in den Verhaltensmustern und sogar in der Wahrnehmung, ohne die man in unserer Welt nur schwer leben könnte, sondern Ablehnung als grundsätzliche Einstellung der Welt gegenüber. Denn dadurch schränkt man ja von vornherein das Spektrum der Möglichkeiten ein. Was will ich eigentlich? Was sind meine ureigenen, wirklich

ganz persönlichen Wünsche? Und darauf aufbauend: Wie kann ich gut mit anderen zusammenleben? Was könnte ein gemeinsames Ziel sein? Ein gemeinsamer Traum? Vielleicht sogar eine gemeinsame Utopie? All das wurde im Punk gar nicht formuliert. Jeder musste allein herumfrickeln.

In Wahrheit war Punk also gar keine Bewegung, sondern eine Ansammlung von zum Individualismus neigenden Einzelwesen, die jedem sozialen Gefüge misstrauten. Deswegen hatte man es als Punk auch doppelt und dreifach schwer, sich aus ganz normalen Zuständen der Orientierungslosigkeit oder sogar einem (ja letztlich selbstgemachten) »Gefühl« des Scheiterns wieder herauszuwurschteln.

Das war genau die Situation, als ich 1998 meine Recherchen zu *Verschwende Deine Jugend* begann. Ich hatte den Eindruck, dass unverhältnismäßig viele ehemalige Punks immer noch in den Konzepten der späten 70er gefangen waren. Das mag daran liegen, dass viele von ihnen eh nicht die einfachsten Charaktere gewesen waren. Aber so unglaublich prägend sich Punk auf den Einzelnen ausgewirkt hat (das stritt während meiner ganzen Recherchen *niemand* ab), war es auf Dauer einfach keine tragfähige Haltung – und geradezu hinderlich bei der Aufgabe, so etwas wie ein nachhaltiges Lebenskonzept, eine Art Weg zu finden. Punk war (durch sein ewiges Ablehnen und Ausgrenzen) auf Dauer starr. Sogar ängstlich.

Ich erwähne das auch deswegen, weil viele Leute angesichts der Kraft, der ungeheuren Energie, die in *Verschwende Deine Jugend* zum Ausdruck kommt, meinten, dass damals alles ganz toll gewesen sein müsse, dass die »Helden« aus jenen Tagen doch sicher ein aufregendes Leben geführt hätten. Das stimmt auch – bis zu einem gewissen Zeitpunkt, aber dann schlug das Leben eben so zu, wie es nun mal bei fast jedem zuschlägt. Und durch ihr Ausgrenzungs- und Ablehnungsdenken sowie den Mangel an positiv, vielleicht sogar gemeinsam formulierten Zielen kamen Punks damit viel weniger zu Rande als andere.

Einige der Begegnungen mit Leuten »von damals« waren für mich richtiggehend erschütternd. Zum einen, weil manche so unglaublich unfreundlich waren. Zum anderen aber auch des-

wegen, weil sie mir in der Tat wie aus der Zeit gefallen vorkamen. Bei vielen konnte ich kaum Bezug zum eigenen, *gegenwärtigen* Leben entdecken. Was oft einzig und allein geblieben zu sein schien, das war Rückschau. Erinnerungen an eine Zeit, in der das eigene Leben offenbar eine viel größere Authentizität hatte.

Wie kann aber eine so unbändige Kraft, wie sie in Punk gesteckt hat, so dermaßen verpuffen? Auch das ist eine wichtige Frage, weil man ja in der wahnsinnig vielfältigen und aufgefächerten Welt des 21. Jahrhunderts umso mehr darauf angewiesen ist, einen Zugang zum eigenen, ganz persönlichen Potenzial zu finden. Allzu viele Utopien, Wünsche, Vorstellungen für's eigene Leben zu haben scheint auch heute noch verboten zu sein. Auf andere Dinge kommt man deswegen nicht, weil es im täglichen Leben immer wieder um Anderes zu gehen scheint. Um Ziele, die eigentlich gar nichts mit einem selbst zu tun haben – auch wenn es immer wieder so scheint. Man meint, ständig aussortieren zu müssen. Dies und das tun zu müssen. Es mal mit dieser Rolle versuchen zu müssen. Mal mit jener. Kaufen. Machen. Tun. Das Problem ist an sich nicht neu. Eher scheint es ein menschliches Grundproblem zu sein. Der Bezug zur eigenen Mitte (und dadurch auch zu den anderen) geht leicht verloren. Umso wichtiger sind alle Ansätze, durch die dieser Bezug gepflegt und überhaupt erfahren werden kann.

Es wird immer wieder ein Bedürfnis nach Geschichten geben, die von Verbundenheit und Freiheit erzählen. Deshalb dieses Buch. Deshalb war es so erfolgreich. Vielleicht auch wegen der Ahnung, dass es sich hier nicht um ein marketingmäßig durchgeplantes Produkt handelt (sowohl die Leute bei Suhrkamp als auch ich selbst waren vom Erfolg am allermeisten überrascht). Abgesehen von einer wunderbaren, weil völlig selbstlosen Geldspritze meines Freundes Ernst Brücher (des inzwischen verstorbenen Leiters des DuMont-Buchverlags und Bruders von Hildegard Hamm-Brücher), gab es keinerlei Budget für Recherche oder Ausarbeitung des Ganzen.

Meine Autorenwirklichkeit sah damals so aus, dass ich zwischendurch immer wieder als Journalist arbeitete, um an *Ver-*

schwende Deine Jugend weiterschreiben zu können. Das dürfte vielleicht auch ein paar der kritischen Geister interessieren, die bemängelten, dass im Buch ja dieses und jenes zu kurz käme (Einstürzende Neubauten etwa) oder gar nicht erwähnt würde (Städte wie Bremen oder Hannover). Manche Leute nahmen mir gegenüber regelrecht eine Anspruchshaltung ein, indem sie so taten, als sei ich eine staatliche Stelle, irgend ein Dokumentationszentrum, fett ausgestopft mit Geld und von daher auch verpflichtet, objektiv und allumfassend zu arbeiten. Ich bin froh, dass ich das nicht getan habe. Dies hier ist zwar durchaus der Versuch, über einzelne, subjektive Wahrheiten hinauszugehen, aber es ist trotzdem ein kleines, persönliches Projekt.

Umso mehr freue ich mich, *Verschwende Deine Jugend* nun nochmal mit zeitlichem Abstand auf den Weg bringen zu dürfen. Mit allen Vorteilen, die das bringt. Hatte ich doch damals einige schöne Geschichten, schlaue Anmerkungen etc. übersehen oder hielt sie für entbehrlich. Hinzu kommt, dass ein 450-Seiten-Brocken über ein so ›abseitiges‹ Thema wie Punk dem Verlag nicht vermittelbar schien, weshalb ich einige Kürzungen vornehmen musste. Überdies hatte sich in den vergangenen zehn Jahren unglaublich tolles Bildmaterial bei mir angesammelt. Einen Teil davon können wir hier zeigen – und dadurch noch mal einen erweiterten Blickwinkel auf das Ganze anbieten.

Danke dafür in erster Linie an meinen Lektor Winfried Hörning und auch noch mal an Ernst Brücher (wo immer er jetzt gerade herumschwirrt). Das waren die beiden entscheidenden Personen. Ohne sie wäre das Buch nicht zustande gekommen. Dank aber auch an die vielen anderen, mit denen es über die Jahre eine Freude war zusammenzuarbeiten. Zuerst Ulrike Groos und Peter Gorschlüter (seinerzeit noch beide bei der Kunsthalle Düsseldorf). Mit euch und dem Rest des Teams die *Zurück zum Beton*-Ausstellung zu machen, war die schönste Arbeitsperiode meines Lebens. An Marcel Vega von meiner Booking-Agentur Tom Produkt für den Zuspruch, mir ein ganz und gar eigenes Lesungskonzept für das Buch zu überlegen. Supervielen Dank auch an Romuald Karmakar, der trotz seines

Gipsbeins mit mir zur Berlinale-Sichtung humpelte – und so dafür sorgte, dass mein *verschwende deine jugend.doc*-Film 2005 dort laufen konnte (der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass ich mit dem *Verschwende Deine Jugend*-Spielfilm nichts zu tun habe). In diesem Zusammenhang auch nochmals Dank an Christoph Terhechte, den Leiter des Berlinale-Forums. Wir alle haben eigentlich die richtigen Schritte unternommen, um den Film zur Veröffentlichung zu bringen. Leider sollte es dann doch nicht sein. An all jene meiner Interviewpartner, die einfach nur nett und freundlich und offen mir gegenüber waren. Vor allem Inga Humpe, Annette Benjamin, Nina Hagen, Martina Weith, Jürgen Engler und Gode. An Gudrun Gut für ihre unspektakuläre, aber stetige Umgänglichkeit und Hilfe. An die Fotografen, die ihre Arbeiten für meine Lesungen kostenlos zur Verfügung gestellt haben – vor allem meine Kumpels Richie Gleim und George Nicolaidis. An Catherine Maas für die aufbauende Tasse Tee nach meinem ersten Alex-Hacke-Interview. An Antje Landshoff, Jäki Hildisch und Mo Reichelt für die vielen Übernachtungen. An Meikel Clauss für den Zuspruch, als ich glaubte, in Düsseldorf würde niemand mehr etwas von mir wissen wollen. Überhaupt an alle mit offenen Augen und Ohren und Herzen. Nicht zu vergessen all diejenigen, bei denen ich mich schon anlässlich der Erstaussgabe bedankt habe. Ich hoffe, dass andere mit Euch genauso umgehen, wie Ihr mit mir. Danke!

Jürgen Teipel
München, Dezember 2011

Prolog

HIPPIES

Die frühen 70er

Gegen die, die dagegen sind

TRINI TRIMPOP Am Anfang haben die Kids bei uns im Sauerland immer Trimmi zu mir gesagt. Ich heiÙe ja Trimpop. Nur, irgendwann hat meine Freundin gesagt: »Trini hört sich doch viel schöner an.« Das war zu Beginn der 70er. Kurz vorher hatte ich angefangen, Hasch zu konsumieren. Das heißt, ich konnte das Zeug nicht wirklich *rauchen*. Ich kann mich an das erste Mal vor der Dorfdisco erinnern. Die etwas älteren Jungs sagten: »Komm mal mit, wir haben da was, willst mal ziehen?« Ich war absoluter Sportler. Ich konnte verdammt gut Fußball spielen. Ich habe nicht geraucht, keinen Alkohol getrunken. Ich sage: »Wie macht man das?« »Zieh rein!« Ich zieh rein, muss husten, blase den ganzen Joint raus. Die waren alle völlig sauer, denn Hasch gab es damals noch nicht an jeder Ecke. Dann habe ich's immer im Tee getrunken.

So langsam fing ich dann an, mich intensiv mit dieser ganzen Jugendkultur zu beschäftigen. An einem Büdchen vor dem Bahnhof gab es *Melody Maker* und *New Musical Express*. Die entsprechenden Platten musste ich mir klauen. Damals bestand ja noch Lehrmittelfreiheit. Schulbücher brauchte man nicht zu kaufen. Und so habe ich mir meine Lehrmittelfreiheit eben auch anderweitig genommen. Ich war absoluter Experte in Sachen Popmusik, weil ich die Zeitungen echt auswendig gelernt habe. Dagegen habe ich so richtige Hippies gar nicht mitgekriegt. Solche wie in den USA, wo plötzlich fast jeder aus dieser Generation LSD-Erfahrungen hatte. Hier war das ja mehr eine Studentenbewegung. Politisch ausgerichtet. Aber das war auch nötig. Denn gerade bei uns gab es unglaublich verhärtete Strukturen. Das war wichtig, dagegen anzukämpfen. Das kann sich ja heute kein Mensch mehr vorstellen, wie sich dieser Staat gebärdet hat, als der Schah kam. Als ob wir alle Sklaven gewesen wären.

Erst in der Willy-Brandt-Zeit war das dann ein bisschen lockerer. Man durfte bei der Bundeswehr lange Haare haben. Aber